

(Nachdruck verboten.)

Das Angeborene.

Und überdies ist diese kleine Bestie schlau und hält die Kinder sauber. Natürlich — denn anders könnt' es der Vater merken, wenn sie gar zu schmutzig und zu verwahrloßt wären. Aber sie hat kein Gemüt in sich und keine Liebe zu ihnen und denkt nur an sich und ihre Bequemlichkeit und ihren Lohn. Und das spüren die Kinder so gut und sie sind darum so schüchtern, wie sie's gar nicht sein müßten, wie Bettelmannskinder. Denn ihnen ist die Liebe so notwendig, wie die Luft zum Atmen, und sie muß in jedem Bissen verkostet sein, den man ihnen reicht. Das schmecken sie heraus.

Und ohne daß sie's eigentlich wollte und wollte, hat die Ludmilla der Wirtschaft drüben einen Pfid' geschenkt. Ja, das war eben so, wie es sein mußte und wie sie sich's ohnedies vorgestellt. Daß die älteren mithelfen mußten, hatte sie schon den ersten Tag bemerkt, da war nichts dabei. Nützlich machen nach Kräften hatten sich ihre Geschwister auch müssen, und geschenkt hatte sie ihnen niemals nichts. Aber, man mußte die Arbeit doch nach dem wählen, was einer nach seinen Kräften leisten konnte. Sonst geschah doch ein Unglück. Wozu aber sollte dieses widerwärtige Geschimpf, das sie immer gehaßt und das drüben niemals schmeig? Und einmal warf die Person nach dem Bubem gar ein Scheit Holz. Das ist doch unerhört! Da kann man eins doch zum Krüppel schlagen damit.

Die Ludmilla nahm sich vor, das bei Gelegenheit dem Nachbar zu sagen, damit er wisse, in was für Hände er seine Kinder überliefert habe. Und die nachlässige Wirtschaft drüben war auch unerhört. Gerade in knappen Verhältnissen muß die beste Ordnung sein, damit ja nichts zugrunde geht. Wenn sie sich aber darüber ärgerte, so fühlte sie sich rot werden. Denn viel besser stand es jetzt bei ihr auch nicht. Und so hat sich die Ludmilla Gajda aus lauter Schämnen vor sich selber und aus Gall über eine Fremde wieder ein wenig aus Wirtschaften gewöhnt. Daß sie nur wieder arbeitet! hat sich der Gregor getraut, dem die böse Unordnung bei sich manchmal schon zu viel geworden war. Dieses Müßiggang mit seinen Gedanken war doch ein Unglück. So aber findet man sich schon zurecht und vergißt bald, was war.

Er für seinen Teil hat sich nichts Besseres gewünscht. Ihr konnte er durchaus nichts nachtragen. Dafür war sie ihm zu lieb; je mehr, so minder er sie begriff. Sie aber war im Geiste fast immer bei den Kindern drüben und hat auch in Wirklichkeit nach ihnen gesehen, so oft sie nur konnte.

Natürlich haben sie sie bald sehr lieb gehabt. Denn immer sind doch alle Kinder der Ludmilla zugelaufen, und diesen da ist es durch sie viel besser ergangen. Das Dienstmädel hat sich leichter nicht mehr so gegen sie getraut wie früher.

Sammer waren sie jetzt lustig und dabei guten Willens zu allem, was man von ihnen begehren durfte. Ordentlich ausgeblüht sind sie; und besonders die Zwillinge hat die Ludmilla oft zu sich kommen lassen und sie aufgepusht wie zwei richtige Pumperln. Darin war sie nämlich voll von Einfällen und wunderbar geschickt. Auf sich hat sie schon lange nicht mehr geachtet; was aber einem Kind zu Gesicht steht, dies hat sie im Griff gehabt wie keine und hat mit nichts, mit einem Vanderl mehr gerichtet als eine andere mit vielem Geld.

Ganz besonders laut und vergnügt ist es drüben hergegangen, wenn der Vater zur Zeit nach Hause kommen konnte, ehe man sie noch schlafen geschickt. Damit hat sich die Frau dann aus der Entfernung getrennt wie eine, die ihr Verdienst darum hat. Das war dann ein Tollen und ein Lachen! Niemals, und hatte er sich noch so abgeplagt, ist er für sie zu müde gewesen. Sein ganzes Herz war bei ihnen, und Spielereien hat er für sie zurechtgeschmeißelt, und Schmecken hatte er und hat lachen können — wie's die Ludmilla zuerst gehört hat, so hat sie aufgehört und sehr nachdenklich und traurig den Kopf geschüttelt, während sie mitlächelte. Daß man so lachen könne, das hat sie vergessen gehabt. So viel Lebensfreude war darin — ordentlich jung ist man bei dem Klang geworden. Ganz wie ihr Vater ist er ihr vorgekommen und hat ihm auch wirklich ähnlich gesehen. So unbekümmert

war er um den nächsten Tag, als könnte eins gar nicht alt werden, und als wären die Sorgen gutmütige Wachtunde, die einen schon zurzeit warnen und wecken und die man, kommen sie ungelegen, mit einem Tritt wegshiden kann, und nicht böse und tüchtige Klaffer, die zumzeit dann geifern und belfern, wenn man seine Ruhe braucht, und wohl gar schnappen, kann man sich ihrer gar nicht erwehren. Und ihr hat das gefallen; besser jedenfalls, als was sie zu Hause sah und hatte. Und daß der Gregor an ihm herummäkelte — denn er begann gern anzurichten, nur um zu reden — hat sie mächtig verdrossen. Denn ihre eigene Jugend ist ihr vor dem Treiben da drüben zu Sinn gekommen; und manchmal hat sie sich in Gedanken mitten unter ihnen gesehen, als wären die vielen, bösen Jahre versunken, als gehörte sie zu ihnen, etwa ihre älteste Schwester und sei nicht ein Weib, das mit seiner Sehnsucht schon langsam zu verblihen begann.

Dann hat man gelegentlich einmal miteinander geschwätzt. Erst über die Gasse hinüber, nur einen Gruß; dann immer näher und ausführlicher. Ganz nachbarlich und harmlos: von den Kindern und wie sie heranwachsen und von den schlechten Zeiten, die immer teurer würden. Er ist ihr mit aller Achtung begegnet, wie sie's nicht anders gewöhnt war und wie es einer Frau zukommt, die das Jhrige hat und in allen Ehren dasteht, der er am End' auch zu Dank für einiges verpflichtet war. Sie aber hat gemerkt, wie wohl das tat, wieder einmal ganz unbefangen mit jemandem sich ausreden können.

Er hat späterhin gern von seiner toten Frau erzählt, mit vieler Herzlichkeit. Wie brav sie gewesen war, nur leider sehr schwach, und wie fromm und wie ergeben und eine wie gute Mutter. Darum könne er sich nicht entschließen, noch einmal zu heiraten, so notwendig es wäre und so schwer es gerade ihm falle, allein zu bleiben. Aber — was für eine könnte ein Witwer, mit so vielen kleinen Kindern und gänzlich ohne Geld wohl kriegen? Die gute Zeiten mitgemacht, von der dürfe man fordern, daß sie die schlechten auch teile. Und es sei besser, die Kinder hätten am Ende gar keine Mutter, als eine Stiefmutter, wie sie leider meistens sind, die man dann nicht fortschicken kann, wie einen schlechten Diensthofen, wenn man ihn auf was kommt.

Bei solchen Worten war in der Ludmilla ein Mitleiden, das gar nicht anzufagen ist. Mit den Kindern, mit ihm, und, wunderbar genug, auch mit sich selber, die das ja endlich gar nichts anging. Denn er hat das immer ohne alle Sammerei erzählt, der noch selber genug darunter litt und sich sehr schinden mußte und feinerlei Pflege hatte. Und der Gedanke begann sie zu quälen, er könnte eine rechte Dummheit machen, wohl gar mit dem Trottelchen, das er bei sich hatte, und das am Ende für so was hübsch genug war. Dachte sie das, so bekam sie eine rechte Wut. Denn mehr als sie wußte, gefiel er ihr. Nämlich, er hat sich in keiner Hinsicht besser gemacht, als er war. Sehr offenerzig hat er sich gegeben. Ja — damals, wie sie noch den großen Grund hatten, da war er nun einmal leichtsinnig gewesen, und er hatte vergessen, daß der Kreuzer nichts anderes ist, als der ganze Gulden. Dazu schmunzelte er denn sehr vergnügt.

Und da waren Freundschaften und Bürgschaften und natürlich auch allerhand Weiber gewesen. Wozu denn Verschieden spielen vor ihr, als einer Frau, die doch auch wisse, wie es in der Welt zugeht? Bei dem sitzt es halt locker, und der hält es fest. Können beide nichts dafür. Und so war man zugrunde gegangen und mußte froh sein, daß es doch noch reichte, um der toten Frau, an der er niemals nichts gespart, einen anständigen Grabstein zu spendieren und den Unterschlupf zu kaufen, auf dem sie nun bis auf weiteres saßen. Freilich — es ging knapp zusammen. Sehr knapp ging es. Aber das wurde nicht anders, und wenn man sich noch so härmte. Hat einer verspielt und weint um sein Geld — was nützt es ihm? Gibt man ihm vielleicht was davon zurück? Nein — höchstens schmeckt dem anderen der Gewinn desto besser, und sie lachen über ihn.

Freien auf die Welt — das war das richtige. Alles nehmen, wie es ist und kommt, und nicht erst nachdenken darüber. Und die Kinder? Ja — das war nur gut, wenn man sie nicht gar zu weich bettete, nachdem man nicht wissen konnte, wie sie später einmal würden liegen müssen. Er tat für sie

Was in seinen Kräften stand. Darüber hinaus könne niemand von ihm begehren und zuerst komme doch er. Arbeiten wird sie halt müssen, aber davon sei noch niemand gestorben. Wenn es ihnen nicht schmecken wird — ja ihr Vater hätte sich auch was Besseres gewünscht. Dann machte er ein Gesicht, verschämt, daß man's sehen mußte, um es zu glauben, und kniff die müßraunen Augen zu, wie ein Vater, der spinnt, weil er von unendlichen Mäusen träumt.

Er war nämlich, obwohl nicht mehr ganz jung, ein hübscher Mensch. Viel hübscher und munterer als der Gregor, der schon stark abgemüdet gewesen ist, und hat viel männlicher ausgesehen. So was Selbstbewußtes war an ihm. Er machte eine gute Figur, war bräunlich und kräftig, als hätte man ihn eben aus einer Safelnuß herausgeschält, und etwas Festiges war an ihm in allem; im Lachen, im Reden, in den Bewegungen. Er war immer seiner sicher und hörte sie gerne. Und was er sagte, kam, als könnte es gar nicht anders sein, und als wäre der ein Esel, wer es nicht verstünde oder nicht danach täte. Und er hat durchaus nicht belehren wollen oder Flug getan.

Eben darum hat bei der Ludmilla alles so Eingang gefunden, die ganz anders zu hören gewöhnt war und so ausgehungert, daß nichts an ihr verloren gehen konnte. Dazu kam die böse und innerliche Müdigkeit derer, die sich mit etwas nicht zu Fassendem abgekämpft und abgezappelt haben, die nach Neuem begierig sind und wehrlos dagegen.

Und eine Frage, die nicht aus ihrer Natur zu tilgen war, hat immer wieder aus ihr gerufen: wo braucht man dich, Ludmilla? Denn zu Hause ist sie sich immer überflüssig vorgekommen. Ihr Mann hat sich sein Leben langsam eingerichtet und sich ohne sie darin zurechtgefunden. Hier aber, beim Blamal, wäre sie notwendig gewesen.

Alles mußte drüben anders werden mit einem tüchtigen Weib, das die Arbeit mit Ernst anging, überall und besonders bei den Kindern zum Rechten sah, die sie nun kannte wie liebte, als gutartig aber dennoch verwildert und wieder verängstigt, weil sie zu oft nach Laune und nicht mit jener immer gleichen Gerechtigkeit behandelt wurden, die allein ihnen gemäß ist . . .

Der Gazda hat nichts von dem allen geahnt. Er ist ruhig seiner Wege gegangen und war im Grunde froh, weil er nun ruhigere Zeit gehabt hat. Und was hätte er auch tun sollen? Gegen Ungreifbares? Es war ihm ohne das unbehaglich genug und gar nicht wohl in seiner Haut; denn in ihm war die große Angst der ohne ihre Schuld Verprügelten: wann wird es los gehen? Wann wird man wieder über mich herfallen?

Alles Gute war ihm von seiner Frau gekommen. So erschien es ihm immer noch. Es war traurig, daß es nun so anders geworden war. Dagegen zu streiten, fühlte er sich ohnmächtig; immerdar war sie ihm die Stärkere erschienen, ober ihm gestanden. Es hieß also aushalten und zusehen, mit einer wehrlosen Angst zusehen, was geschehen würde, ob ihr nicht noch zu allerletzt Besinnung und Einkehr käme. Er war ja nicht taub; er wußte, was man von ihr und dem Blamal raunte. Einer Niedrigkeit aber war sie unfähig; und neben jenem windigen Gesellen glaubte er immer noch bestehen zu können.

Ein Weib aber, das zu vergleichen beginnt, nicht den Zustand, in dem es sich befindet, als dauernd betrachtet, seinen Mann abwägt gegen einen anderen, das kommt ins Gleiten. Ganz so erging es nun der Ludmilla Gazda. Unmerklich und durchaus wider ihren Willen glitt sie von der Seite der Straße, wo sie nun zu Hause war, auf die andere hinüber, dahin sie Kindheitserinnerungen zogen, und wo nun Wenzel Blamal mit den Seinigen wirtschaftete.

Als sich die Ludmilla zuerst darüber klar wurde, ist sie über sich sehr erschrocken und hat sich heftig vor sich geschämt, nicht anders, als wäre sie eine Leichtfertige, die sich, ohne auch nur zu fragen, ob er sie will, dem Ersten, Gleichgültigen an den Hals wirft. Denn sie hatte mit dem Blamal niemals auch nur ein Wort gesprochen, das eine ehrbare Frau nicht mit jedem haben dürfte; niemals hat er ihr gezeigt, daß er sie mit anderen Augen ansehe, als man ein achtbares Weib anschauen darf. Und dennoch, so bestimmt sie wußte, daß es sie zu ihm zog, so sicher stand es in ihr, daß er sie erwartete, mit einer großen Bestimmtheit und ohne es nur zu zeigen, weil kein Kluger so etwas beredet. Das war in seinen Augen und schwang im Ton seiner Stimme. Außen werfen nach unreifen Nüssen. Ein Mann weiß — die schmecken schlecht, und hat somit Geduld

Sie hat weiter erkannt, daß sie sich in eine Todsiinde verstrickt hat, ohne Aussicht, herauszukommen. Und dieses hat sie wiederum ganz verworren gemacht. Denn ohne ihr Zutun und Wollen, sicherlich ganz ungeführt war das in ihr aufgewachsen, hatte sie umfassen, bis sie sich nicht mehr sperren konnte. War's eine Verlockung? Aber sie redete sich doch nicht ein, sie werde es drüben besser haben als bei ihrem Mann! Viel mehr Kimmernisse, Sorgen, Pflichten und Plagen harrten ihrer dort. Und dennoch zog es sie mit einer Kraft, die wuchs, je mehr sich die Unselige stemmte.

Auch an den Gregor hat sie viel gedacht und desto gerechter und verständiger, je mehr und je unwiderstlicher sie sich von ihm schied. Sie hat ganz gesehen, wie gut er ist und daß sie ihn eigentlich gar nicht verdient. Ja, auch wenn es einem gar zu wohl wird, auch das kann drücken, daß man daran erkrankt.

Vielleicht hatt' er sie auch schon satt? Und das Ganze kam ihm nicht so ungelegen, wie sie sich's vorstellte? Recht wär's ihr wieder nicht gewesen. So aber, wie es jetzt und schon lange genug war, so wär' das doch nicht fortgegangen, ohne das schlimmste Ende für beide, die so, ledig und frei von einander, entrimmen konnten.

Wenn sie aber nun ihren Mann immer noch genau so lieb zu haben meinte, wie einmal, und es riß sie dennoch zu dem anderen, so war dies merkwürdig, und sie grübelte viel darüber. Das jetzt war doch etwas ganz, nicht nur in der Stärke anderes, als was sie jemals gegenüber dem Gregor empfunden; ganz abgemattet war sie doch davon, welches vordem niemals der Fall gewesen, und ihr Willen war nicht mehr in ihr. Ja — mit dem Gazda war sie aufgewachsen. Und wie er eingerückt war, da hat er ihr gefehlt, aber nur wie einer, den man zu seiner Zeit bestimmt zurückerwartet, der gar nicht verloren gehen kann. Wer wird sich da groß aufregen? Er war ihr immer nur der Bruder gewesen, glaubte sie nun, damit sie sich nicht gar zu schlecht vorkomme und sich nicht ins Gesicht speien müsse, und empfand wiederum mit Schmerz, daß sie sich belüge.

Auszuhalten aber war das nicht. Sonst machte es sie verrückt oder trieb sie ins Wasser. Sie rechte sich mit Macht, als könnte sie mit der Gewalt ihrer Arme zerreißen, was sie beklammte — und griff ins Leere. So sterben aber möchte sie nicht. Und der Blamal war klug und hat seinen Vorteil gemerkt und ihn so mit halben Worten vergrößert. Es muß' ein End' sein, und das Weib hat sich den Kopf darüber zerbrochen und zu allen Heiligen gerufen in der Angst seiner Seele. Denn darüber war sie sich klar, wie über das Evangelium: mochte sie noch so schlecht sein — betrügen und belügen durfte sie den Gregor nicht, der ihr immer wahr und aufrichtig begegnet.

Es kostet nicht den Kopf, hat sie sich gedacht. Und wieder hat sie sich in ihrer Pein gewünscht, sie möchte werden, wie andere Weiber, von denen man erzählt, sie hätten's mit dem Knecht oder sonst mit einem Burschen, und die dabei gediehen. Solche Gebete hat sie sogar getan; sie ist mitten darin über sich erschrocken und hat erkannt, daß sie lästert. Oder, hat sie sich ausgedacht, es wäre doch ein Glück, wenn der Gregor wie immer dahinter käme, wie es mit ihr steht, und mit ihr verführe nach seinem Recht. Erschlug er sie, so wollt' sie sich gewiß nicht wehren, noch mucken. War' er sie nur hinaus, so wollte sie's ihm ihr Leben lang danken. Denn nicht umsonst hatte sie so lange mit ihm gelebt; sein Ernst und seine Rechtschaffenheit waren tief in ihr innerstes Wesen gedrungen und lähmten sie nun.

So verging wieder eine Zeit. Dies und das hat man im Dorf gemunkelt von ihr, die niemals anders als mit Lob im Munde der Leute gewesen. Die Ludmilla wußte davon, schämte sich unendlich und wünschte dennoch nichts inniger, als es möchte dem Mann zu Ohren kommen, damit er sie zur Rede stelle und sie ihm alles offenbaren könne. So verstört war sie, daß sie manchmal meinte, sie freue sich darauf, ihm weh zu tun, nachdem sie doch selber so sehr litt.

Und so ist denn der Gregor endlich wieder einmal nach Hause gekommen. Es war im Herbst, und die Welt begann zu frösteln. Er blies sich in die Hände, als er die Stube betrat. Wiederum war kein Licht entzündet; denn die Ludmilla liebte die Finsternis. Nur vor dem Marienbildnis in der Stubenecke, wo man sonst aß, damit es das Mahl gesegne, brannte das rote Lämpchen, denn es war Samstagabend. Darunter saß die Ludmilla.

(Schluß folgt.)

An das Volk.

Was willst du redlich sein? Mit treuer Hand
Die Deinen nähren, und das Vaterland
Mit Arbeit schmücken für und für?
Der große Krieg steht vor der Tür.

Noch gestern war es nichts; nur über Nacht
Hat dich der Sturmwind um dein Glück gebracht.
Er kam — was kimmert's dich, woher —
Geh fort! Man ruft dich ins Gewehr.

Geh aus der Werkstatt du, geh du vom Pflug!
Für dich, du Tier, zu wissen ist's genug,
Der große Krieg kam übers Meer,
Gieb du dein Glück, dein Leben her!

L. Thoma. („Simplicissimus.“)

(Nachdruck verboten.)

Der alte Wolgaweg zur Ostsee.

(Schluß.)

Der Hauptverkehr zwischen Arabern und Chazaren ging jedenfalls über das Kaspische Meer. Bei dem Jtil, in der Nähe des heutigen Astrachan, liefen die Schiffe in die Wolga ein und fuhren den Strom hinauf bis Wolgar. Zahlreiche Münzfunde bezeichnen den Weg. Auch der Landweg wurde benutzt; derselbe erforderte bloß einen Monat, die Fahrt stromauf aber zwei, während sie stromab nur 20 Tage in Anspruch nahm; der Landweg stromauf war aber mühsamer als die Fahrt.

Im mittleren Rußland müssen die Araber entschieden mit Teilen einer Völkergruppe in Verührung gekommen sein, die ihnen später im Mittelmeer ganz besonderen Abbruch tun sollte: mit Normannen nämlich, die in Rußland unter dem Namen der Waräger auftraten. Unter Rurik gründeten diese im Jahre 862 das russische Reich mit der Hauptstadt Nowgorod am Ilmensee; später wurde die Residenz der Fürsten nach dem für den baltischen Handel so wichtigen Kiew (Kiet) am Dnepr verlegt, für zollerhebende Barbaren allerdings vorteilhafter, aber um so unangenehmer für die um den Zoll leichter gemachten Kaufleute. Die Normannen unternahmen von hier aus Kriegszüge nach Byzanz (Konstantinopel), ja bis nach Syrien und, wie hochnordische Leichensteine berichten, bis an die Wasser des Jordan. Im 918 gingen 50 000 Waräger-Russen auf 500 Schiffen den Don aufwärts, erhielten von den Chazaren Erlaubnis, nach der Wolga überzusetzen, auf der sie dann abwärts fuhren, um die Ortschaften am Westufer des Kaspischen Meeres zu plündern; so sah selbst Persien die wilden Wikinge. Es ist eine Tatsache, daß wie überall so auch in Rußland die Normannen rasch mit den vor ihnen ansässigen Völkern verschmelzen. So war der Slawifizierungsprozeß bereits unter Ruriks Urenkel Wladimir so gut wie abgeschlossen, aber vorher werden sie — diese Annahme ist nicht zu umgehen — mit den Arabern unbedingt in Verührung gekommen sein. Diese Verührung, besonders Züge bis nach dem Kaspischen Meere, werden viel dazu beigetragen haben, die arabischen Münzen nach dem Norden zu bringen. Ebenso aber werden die Normannen es gewesen sein, die ihre Weiterverbreitung im Gebiete der Ostsee bis nach Island hin besorgten. Wer anders sollte es gewesen sein? Die Ostseeküsten müssen in jenen Tagen ein lebendiges Treiben gesehen haben. Es ist beachtenswert, daß, obwohl später die glänzenden Tage der Hanfa folgten, doch an den Küsten der Ostsee Sagen von verjunkturreicher Pracht und Herrlichkeit entstanden sind. Vielleicht hat sich eine Erinnerung an die einstige Blüte des baltisch-asiatischen Verkehrs in der Wineta-Sage erhalten. Wineta, die „Wunderstadt“, das alte Zulimum oder Zumburg, wurde der Sage nach vom Meere verschlungen.

Die Meinung, es könnten die arabischen Münzen von Westen aus nach der Ostsee gelangt sein, läßt sich gut widerlegen. Hätte ein Verkehr von dieser Seite her bestanden, so wäre die äußerste Armut Frankreichs, sodann vornehmlich die der von den Normannen vielbesuchten und doch absolut fundarmen Küste der Niederlande und Hannovers nicht zu verstehen. Ferner, und das ist das Wichtigste: die im baltischen Gebiet gefundenen Münzen entstammen fast sämtlich dem ostarabischen Reich! Die Araber besaßen für Spanien, Afrika und Asien je besondere Münzsorten. Daß aus den west-arabischen Gebieten Münzen nach dem Norden gelangen konnten, wird man am besten erklären können aus dem Geldaustausch, der gelegentlich der großen islamitischen Pilgerfahrten nach Mekka vonstatten ging und westarabische Münzen in die Hände baltischer Händler spielte.

Es mag auf den ersten Blick auffällig erscheinen, daß in Frankreich, das doch dem arabischen Reich unmittelbar angrenzte und mit diesem auch Handel betrieb, so wenige Münzen zu finden sind, während in dem von der arabischen Kultur so weit entlegenen Ostseegebiete die Münzen so reichlich vorhanden sind, daß man die Zahl der nach dem Norden gewanderten Stücke nach Millionen

schätzt. Aber dieser Gegensatz wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß die spanischen Araber den Franken in der Produktion durchaus überlegen waren. Die Franken zahlten den Arabern edles Metall und erhielten dafür arabische Waren. So ist das Verhältnis des Abendlandes zum Orient jahrhundertlang gewesen. Darüber klagten schon die Römer. Im nordöstlichen Europa aber besaßen die Barbaren wertvolle Waren, vor allem Pelzwerk, Honig und Wachs, und diese waren von den Arabern hochgeschätzt. In hohem Werte standen besonders die zur Abaffidenzeit überaus beliebten schwarzen Felle; aus dem Lande der Wurtas, links der Wolga, kamen viele Fuchspelze. Der orientalische Dichter Firdusi singt:

Querst legt er an den Schatz der Braut
Von China und Wurtas, von Rum und Rus.

Damit werden die kostbaren Rauchwaren gemeint sein. Die Händler mit arabischen Waren aber brachten außer Glasperlen, Seide- und Baumwollstoffen vornehmlich Münzen, die bei den Barbaren besonders stark beliebt waren. Sie wurden hier als Schmuckstück und Amulett verwandt und bildeten ja außerdem ein Mittel, von den orientalischen Händlern alle Schätze, die sie brachten, zu erstehen. Zahlreiche Funde förderten durchbohrte Geldstücke zutage. Der Verkauf von Stoffen und Gewändern hat ganz gewiß auf die Trachten des Nordens Einfluß ausgeübt. Die christlichen Kirchengewänder bieten am meisten Grund zu solcher Ansicht. Rom versorgte die Kirchen des Abendlandes oft mit Prunkstoffen, die den Webereien der Mohammedaner entstammten. Die bunten, großblumigen Verzierungen der katholischen Reggewänder ruhen auf arabischem Stil. Und man bedenke weiter, daß für die mittelalterlichen Höfe Bagdad in Modefachen tonangebend war, daß aber die höfischen Moden von weitwirkendem Einfluß auf die Entwicklung der Volkstrachten gewesen sind. Auch Wein wird sodann zu den orientalischen Ausfuhrartikeln gehört haben. Persien war ein Weinland im eigentlichen Sinne des Wortes. Namentlich von Semender aus, auf dem Handelswege von Derbend nach Jtil an der Wolga, blühte der Weinbau: 4000 Gärten soll es dort, also am Ausgang der großen nordischen Handelsstraße gegeben haben. Das ist ein guter Grund zu der Annahme, daß der Wein damals im Handel die ähnliche Rolle spielte, wie heute beim Verkehr der Europäer mit tieferliegenden Völkern der vornehmlich preußische Fuzel, dies Kulturmittel der ostelbischen Junterbarbarei.

Der Aufschwung des baltisch-arabischen Handels, der auch das nordwestliche Europa mit orientalischen Gütern versorgte, hängt mit der arabischen Handelspolitik im Mittelmeer zusammen. Die Araber suchten das byzantinische Reich wirtschaftlich zu schwächen, um es desto leichter zu unterjochen. Sie versperrten die bis dahin benutzten Handelsstraßen nach Byzanz und zwangen so die Hinterländer dieses griechisch-römischen Reiches, ihren Bedarf an orientalischen Schätzen von anderer Seite her zu beden, und diese andere Seite konnten eben nur die Araber sein. Der Handel nach Kasan, Kiew und von Kiew nach Skralau und Prag blühte auf. Die Kreuzzüge vernichteten aber die arabischen Handelsstraßen und eröffneten die alten Warenstraßen nach Byzanz und in der Folge neue Wege nach Venedig, Pisa, Genua und anderen Städten. Diese schafften jetzt den Bedarf an orientalischen Produkten über die mitteleuropäischen Gebirge. In Süddeutschland, am Rhein entwickelten sich Märkte und reiche Städte. Von Osten her eröffnete sich die Donaustraße dem Handel. Die natürliche Folge war das Sinken des baltisch-arabischen Handels, dessen Einflüsse in Rußland auch tatsächlich vom 11. bis 13. Jahrhundert vermisst werden. Die Blüte der italienischen Städte schuf aber den nordischen Handelsbund der Hanfa. In Brügge waren fortan die Schätze des Orients wohlfeiler zu beziehen als von der baltischen Küste aus. Immerhin aber darf man behaupten, daß die Hanfa das Erbe des baltischen Handels angetreten hat. Erst als die Türken durch Asien vordrangen und die Macht des Islam am Mittelmeer erneuerten, die der Macht Venedigs und des byzantinischen Reiches, je mehr sie selber wuchs, Abbruch tat, erst da belamen die alten Verkehrsverhältnisse an der Wolgastraße wieder einiges neues Leben.

Franz Diederich.

Kleines feuilleton.

Der Durst. Während wir wochenlang ohne Nahrung bleiben können, genügen Tage, um den Menschen in Wahnsinn sterben zu lassen, wenn ihm die Flüssigkeit vollkommen entzogen ist. Dies wird leicht erklärlich, so lesen wir in der „Köln. Volksztg.“, wenn wir bedenken, daß vom menschlichen Körper 63 Proz. Wasser sind und daß außerdem täglich bei mittlerer Tagestemperatur ein Erwaßener etwa 3 Liter Wasser verliert, so daß zur Erhaltung des normalen Grundgehaltes des Körpers eine gleiche Menge auch aufgenommen werden muß. Verhältnismäßig wenig davon brauchen wir aber als reine Flüssigkeit zu trinken, da unsere Nahrungsmittel alle zum überwiegenden größten Teil ebenfalls aus Wasser bestehen, von dem selbst das trockene Brot noch 40 Proz. enthält, die saftigen Früchte sogar über 80 Proz. Wasser haben, ganz zu schweigen von unserer Suppen. Die großen Mengen Flüssigkeiten, an welche viele Leute sich gewöhnt haben, sind daher nicht berechtigt. Wer schwitzt, trinkt meist viel, und hinterher muß er wieder, weil

er getrunken hat, schweigen, so daß sein Körper gewissermaßen ein Destillationsapparat wird. Natürlich ist eine solche körperliche Destillierarbeit wie jede andere Arbeit zu bewerten und trägt wesentlich zur Ermüdung bei. Das viele Trinken kann auch zu direkten organischen Erkrankungen führen, und besonders sind es Herz und Nieren, welche durch diese Exzesse, auch wenn man sich mit den unschuldigsten Flüssigkeiten begnügt, leiden, da, wie Dr. Beerwald in den „Blättern für Gesundheitspflege“ mitteilt, in solchen Fällen das Gefäßsystem zu reichlich gefüllt wird und die an Herz und Nieren gestellten Aufgaben die normalen Grenzen übersteigen. Einen Beweis für eine solche ungesunde Ueberfüllung bringt jede kleine Verletzung. Ein Mensch mit stark entwickeltem Durstgefühl blutet sehr leicht, und man sollte daher eine derartige Reizung als ein Zeichen betrachten, daß die Flüssigkeitsmenge des Körpers sich nicht mehr in den zulässigen Grenzen hält und durch Befämpfung des Durstempfindens vermindert werden muß. Damit soll nicht gesagt werden, daß nicht an heißen Tagen auch einem erhöhten Durstgefühl Rechnung getragen werden darf. Wenn die höhere Lufttemperatur an dem Körper gewissermaßen saugt und ihm eine größere Menge Wasser entzieht als in den kühleren Jahreszeiten, so müssen wir einen solchen Verlust ergänzen. Für diese heißen Tage hat uns aber die Natur selbst wieder den Ersatz gegeben, indem sie die saftreichen Gemüße und Früchte im Sommer reifen läßt; mit ihnen sollen wir in erster Linie den Durst zu stillen suchen. Aber auch ein frischer Trunk selbst soll niemand verwehrt sein, und wer auf der Landstraße dahin wandert im glühenden Sonnenschein, der kann sich um so eher an einem Glase kühlen Wassers erquiden, als durch die Fortsetzung des Marsches die Folgen aufgehoben werden, die an heißen Tagen das Trinken größerer Mengen stark abgekühlter Flüssigkeit als Erkältungsursache haben kann. Das beste Getränk gegen Durst bleibt immer Wasser oder noch besser angeäuertes Wasser, bisweilen auch ein Glas Milch, niemals ein Getränk mit Alkohol, der nur ermüdet und schlaff macht. Die Erfahrungen im sportlichen Leben haben bei der Trainingierung neben dem absoluten Ausschluß von Alkohol auch zu der Beschränkung der Flüssigkeitsmenge überhaupt geführt, und jeder einzelne wird an sich bei gegebener Gelegenheit die gleiche Beobachtung machen. Unbedingt steigt mit der Zunahme des Körpergewichts auch das Durstgefühl, immer größere Quantitäten müssen getrunken werden, immer schwerfälliger wird das betreffende Individuum, und wo sich im Körper Fett in übermäßiger Menge ansammelt, gefehlt sich häufig zur körperlichen auch die geistige Trägheit, so daß ein solcher Mensch nicht immer ein sehr nützliches Glied der Allgemeinheit bleibt. Darum ist es auf alle Fälle geboten, derartigen Neigungen entgegenzutreten, sie nicht Herr über sich werden zu lassen, und wer diese Kraft hat, wer seinen Durst zu hemmen weiß, dem wird ein erhöhter Lebensgenuß reichlicher Lohn werden, und manche Freunde, welche dem immer Durstigen versagt bleibt, ist ihm gegeben.

Nicht selten ist es die Schuld der Hausfrau, daß ein übertriebener Durst zur Gewohnheit geworden ist, weil in der Küche bei der Benutzung der Salze und Gewürze nicht weises Maß geübt ist. In der Tat kann dadurch viel geschadet werden. Unsere Speisen müssen schmackhaft zubereitet sein, wenn sie ihrem Zweck genügen sollen, sie dürfen aber nicht durch ihren Salzgehalt zum Trinken verleiten; daher kann in der Küche viel für die Verminderung oder Vernehrung des Durstes geschehen, und auch bei der Mahlzeit soll die verständige Hausfrau darauf achten, daß nicht das Salzgefäß mißbraucht wird. Sie wird dadurch viel zum Wohle der Ihren beitragen und wird auch sich selbst manchen Klummer ersparen, der ihr sonst aus der zunehmenden Trinklust des Mannes entstehen kann. —

tz. **Leuchtende Vögel.** Man hat es bisher immer als Fabel oder optische Täuschung angesehen, wenn irgendwo von leuchtenden Vögeln oder Vogelneestern berichtet wurde. Nach Ausführungen von Kissermann in der „Naturw. Wochenschrift“ scheint diesen Berichten aber doch etwas Wahres zugrunde zu liegen. Die Erzählung von leuchtenden Vögeln ist übrigens sehr alt. Schon der römische Schriftsteller Plinius schreibt, daß es im herzynischen Waldgebirge Deutschlands Vögel gebe, deren Gefieder in der Nacht wie Feuer leuchte. Möglicherweise hat, wie schon Oken vermutet, die Singdrossel den Anlaß zu dieser Fabel gegeben. Dieser Vogel trägt faules Holz und seine Holzsplitter von Weiden in sein Nest und verarbeitet es mit seinem Speichel zu einem Mörtel, mit dem er das Innere seiner Behausung auskleidet. An faulem Holze befinden sich aber oft leuchtende Pilze, die in der Nacht phosphoreszieren. Dadurch wäre es möglich, daß das Nest im Dunkeln leuchte und das Leuchten des Nestes ist dann in der Sage auf das Gefieder des Vogels übertragen worden. In den sechziger Jahren des verflohenen Jahrhunderts wurden in der Nähe von Regensburg in einem Dorfe leuchtende Nester auf Alesbäumen bemerkt. Als man die Sache näher untersuchte, stellte es sich heraus, daß es Krähenester waren, die mit phosphoreszierenden Fischen angefüllt waren. Man hatte einen Teich in der Nähe ausgehört und die Krähen hatten bei dieser Gelegenheit dann gute Beute gemacht. Tote Fische, namentlich Seezische, leuchten aber sehr oft und zwar ist der Erreger des Lichtes die sogenannte Phosphorbakterie. Auch aus Indien wird eine Sage von leuchtenden Vögeln erzählt. Der Flaschenvogel soll Leuchtstäber in Rehmklümpchen fressen, die er in

sein Nest geschleppt hat eigens zu diesem Zwecke, die Insekten darin festzuhalten und dadurch sein Nest zu erleuchten. Wenn die Angabe der Eingeborenen auf Wahrheit beruht, daß das Leuchten im Neste des Flaschenvogels durch Leuchtstäber hervorgerufen werde, so ist doch kaum anzunehmen, daß der Vogel dabei den Zweck verfolge, sein Nest zu erleuchten. Damit würde er doch höchstens Feinde anlocken. Aber es wäre möglich, daß das Tier die Käfer in seinem Neste festhielte, um sie als Speise für seine Jungen zu verwenden. Vielleicht leben aber die Leuchtstäber auch nur zufällig in dem Neste des Vogels, wie es ja nicht selten ist, daß Insekten Vogelneester bewohnen. Bei den Berichten über leuchtende Vogelneester ist es allerdings auch nicht ausgeschlossen, daß hier eine Verwechslung mit größeren Leuchtsternen oder mit anderen leuchtenden Organismen vorliegt, die sich gelegentlich an und auf Bäumen angeheftet haben und die irrtümlicherweise für Vogelneester gehalten wurden. Sicher ist aber, daß es einen Vogel gibt, der wirklich leuchtet. Die Entdeckung ist erst vor kurzer Zeit gemacht worden. Die Nestjungen einer Prachsfinkenart, die in Australien einheimisch ist, senden aus ihrem Schnabel ein Licht aus. In den Mundwinkel des Schnabels befinden sich blaue, seidig glänzende Wülste, von denen die Leuchtstrahl ausgeht. Es handelt sich hier aber nicht um eine Phosphoreszenz, sondern um eine Reflexion des Tageslichtes. Nur im Halbdunkel senden die Wülste des Schnabels einen bläulich schimmernden Glanz aus. Der Zweck des Leuchtens scheint der folgende zu sein. Die Jungen des Vogels werden in einem dunklen Neste aufgezogen. Die abenden Eltern würden es daher schwer haben, wenn sie von außen kommen und Nahrung bringen, die Schnäbel ihrer Jungen zu finden. Durch das Leuchten der Mundwinkel aber wird den Eltern leicht der Weg zu den aufgesperrten Mäulern ihrer Jungen gezeigt. —

Technisches.

— Für das Schärfen von Feilen weiß die „Deutsche Schlosserzeitg.“ ein gutes Rezept. Die Feilen werden mit Natron- oder Kalilauge mittels Draht- oder Borstenbürste von allen anhängenden Fettteilen befreit und dann in einen länglichen Kasten, dessen Material von Säuren nicht angegriffen wird, gebracht. Auf den Boden des Gefäßes legt man einige dünne Glasstäbe oder gefirnigte Holzstäbchen, damit die Feilen von allen Seiten von der Säure umspült werden. Sind die Feilen nebeneinander geschichtet, so gibt man zunächst so viel kaltes Wasser in das Kästchen, bis selbst die oberen Ranten der Feilen davon überdeckt sind, setzt hierauf den achten Teil guter konzentrierter Salpetersäure hinzu, mischt beide durch Bewegungen des Kästchens gut durcheinander und läßt dann 25 Minuten ruhig stehen. Hierauf werden die Feilen aus dem Bade genommen, mittels Drahtbürste in Wasser gereinigt und wieder 25 Minuten eingelegt, nachdem man das Bad mit dem achten Teile Salpetersäure verstärkt hat. Bei der Operation ist nach dem „Wiener Met.-Arb.“ darauf zu achten, daß die Feilen einige Male umgelegt werden und die Flüssigkeit sie ganz bedeckt. Nach etwa 50 Minuten werden die Feilen mit einer Drahtbürste wiederum gereinigt und in dasselbe Salpetersäurebad zurückgebracht, dem vorher der sechzehnte Teil konzentrierter englischer Schwefelsäure hinzugesetzt worden ist. Hierbei erhit sich das Bad und es entweichen rotbraune Dämpfe von Untersalpetersäure, worauf das eigentliche Feilen der Feilen beginnt. Es ist Sorge zu tragen, daß das Kästchen, welches die Feilen enthält, stets in schaukelnder Bewegung erhalten werde, damit die Säure, bezw. Gase möglichst gleichmäßig einwirken. Die Expositionszeit dauert hierbei nur fünf Minuten, worauf die Feilen wieder gereinigt und in dasselbe Bad gebracht werden, welches abermals mit dem sechzehnten Teile konzentrierter englischer Schwefelsäure versetzt und in eine wellenförmige Bewegung versetzt werden muß. Damit ist die ganze Operation beendet; man reinigt schließlich die Feilen mit der Drahtbürste und bringt sie zur Absorption jeglicher Säurereste in ein Gefäß mit Wasser, welches man vorher mit einigen Händen voll Aetzalkali, am besten mit ungelöstem, versetzt hat. Hier nehmen die Feilen eine gute Färbung an, dann spült man sie mit reinem Wasser ab, trocknet sie über einer Spirituslampe und bestreicht sie mit etwas Del. —

Humoristisches.

— Immer der alte „So, Sie haben geheiratet?“
Bierhuber: „Ja, ich habe jetzt außer der Kneipe noch ein zweites Heim.“ —
— Eine nette Herrschaft. Dienstmädchen (zu ihrem Chef): „August, ich höre den gnädigen Herrn kommen rasch in den Küchenstrahl, sonst pumpt er Dich aus!“ —
— Verschnappt. Dame (beim Besuch einer schwierigen Grottenpartie, zu ihrem Reisegefährten und Vormann): „Ich komme nur, wie gewohnt Sie überall durchzuziehen können, Herr Offiziant!“
„Ja, das kann ich; unser Sofa zu Hause ist noch viel niedriger!“ —

(Reggenendorfer Wäcker.)